

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 80 (1993)
Heft: 9: Die ästhetische Verwaltung der Stadt = L'administration esthétique de la ville = The aesthetic administration of the city

Artikel: Aktuell : die Stadt als Gesamtkunstwerk : zum 500. Geburtstag des Architekten Alessandro De Pasqualini (1493-1559)
Autor: Klemmer, Clemens
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-60889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aktuell

Die Stadt als Gesamtkunstwerk

Zum 500. Geburtstag des Architekten Alessandro De Pasqualini (1493–1559)

Die Stadt Jülich – einst Militärkastell und Knotenpunkt eines reichen Netzes römischer Strassen, das Julius Caesar westlich des Rheins ausgeworfen und seine Nachfolger ausgebaut hatten – erinnert sich in diesem Jahr an den herausragenden italienischen Militär- und Zivilarchitekten Alessandro De Pasqualini. Er hatte den Auftrag von Herzog Wilhelm V. aus dem Hause Jülich-Kleve-Berg erhalten, die Stadt Jülich und eine prachtvolle Residenz aus einem Guss zu planen und zu bauen. 1547 war die Stadt einem Grossbrand zum Opfer gefallen. Für den Auftrag und dessen Ausführung standen die Zeichen günstig. Die 63 Jahre dauernde Zwischenkriegszeit, die zwischen dem Augsburger Religionsfrieden (1555) und dem Beginn des Dreissigjährigen Krieges lag, festigte nicht nur die landesherrliche Macht in Deutschland gegenüber der Reichsgewalt (Max Osborn) und das Heilige Römische Reich wandelte – betrachtete man seine Landkarte – weiterhin im Flickengewand eines Narrenkostüms (Richard Friedenthal), sondern die ungewöhnlich lange Friedenszeit sorgte auch für eine Periode des Aufblühens der Städte im 15. und 16. Jahrhundert. Die Formensprache der Renaissance sickerte über Frankreich und nicht zuletzt über die Niederlande nach Deutschland ein. Der Humanismus blieb auf gelehrte Kreise beschränkt, und nur die Satire in Form der Narrenliteratur mit ihrem erzieherischen und politisch-religiösen Tenor eines Sebastian Brant (1458–1521), der 1494 das Lehrgedicht «Das Narrenschiff» schrieb,

und eines Hans Sachs (1494–1576) vermochten es, eine relativ breite Schicht innerhalb der Bevölkerung anzusprechen.

Was für die Literatur zutraf, konnte man ebenso in der Architektur beobachten. Das konservativ denkende Bürgertum, durch Zünfte und Gilden straff organisiert und verankert, stand der neuen Form misstrauisch gegenüber und bevorzugte weiterhin die bewährten gotischen Elemente, so dass das hohe giebelständige Bürgerhaus allenfalls mit Renaissancezutaten verziert werden durfte. Nur dort konnte der breit lagernde Renaissancebau in Form eines öffentlichen Gebäudes – zum Beispiel eines Rathauses – seine Pracht in Verbindung mit einem Platz voll entfalten, wo nach der Austreibung der schutzeigenen Juden des jeweiligen Stadtrates im 15. Jahrhundert die jüdischen Häuser und Grundstücke an die Stadt fielen (Rathaus in Andernach, der Marstall, das Gewandhaus und die Fleischstände in Braunschweig, die Münze und das Templerhaus in Hildesheim). Die Vertreibung der jüdischen Menschen aus den mittelalterlichen Städten war es letztlich, die es überhaupt «erlaubte», öffentliche Plätze und Gebäude im Stil der Renaissance zu bauen und eine grosszügige Strassenregulierung vorzunehmen, um die Prachtentfaltung voll zur Geltung bringen zu können: es bleibt deshalb das Verdienst des Architekten Dipl.-Ing. Alexander Pinthus (1893–?) – auch wenn seine Arbeit «Die Judensiedlungen der Deutschen Städte. Eine stadtbauhistorische Studie. Diss. Hannover 1931» wenig Beachtung fand –, die Betrachtung auf diesen stadtbauhistorischen Aspekt gelenkt und herausgearbeitet zu haben, den ich in diesem Zusammenhang als das *Bauen vor dem Holocaust* bezeichnen möchte.

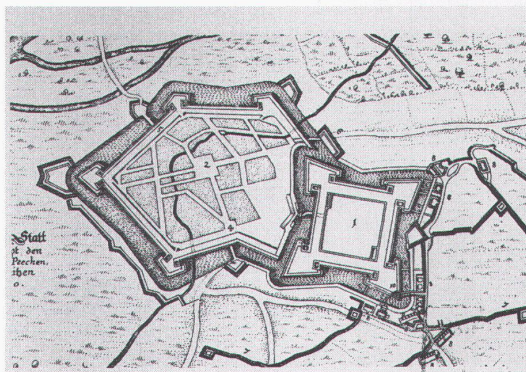
Am 5. Mai 1493 wurde Alessandro De Pasqualini in Bologna geboren. Der in Rom ausgebildete Meister folgte einem Ruf, den vermutlich Heinrich von Nassau und Floris von Egmont ausgesprochen hatten. Beide standen im Dienste Karls V.: der eine als des Kaisers Grosskammerer, der andere als bedeutender Heerführer und Statthalter von Westfriesland, Gelderland, Seeland und Holland. Seit 1531 ergänzte Alessandro De Pasqualini in italienischer Manier für den jungen Grafen Maximilian von Egmont die Befestigungsanlagen in Grave (1541), Lüttich (1541), Diest (1542), s'Hertogenbosch (1542), Leerdam (um 1543), Kampen (1543), Isselstein (1543), Amsterdam (1545) und Middelburg (1546). Innerhalb dieser schaffensreichen Jahre dominierte aber eindeutig der Umbau des Kastells von Buren. Plötzlich und unerwartet starb 1548 Maximilian von Egmont, und Alessandro De Pasqualini war gezwungen, sich nach einem neuen Auftraggeber umzusehen.

Als «Baumeister aller herzöglichen Lande», wie es die Urkunde vermerkt, stand er ab 1549 im Dienst des Herzogs Wilhelm V., dessen Vorfahren im 13. und 14. Jahrhundert von kleinen Territorialherren zu Fürsten aufgestiegen waren und die Politik im Reich mitgestalteten. Der mächtige Herrscher erteilte dem

Renaissancebaumeister den Auftrag, eine prachtvolle Residenz – «palazzo in fortrezza» – und eine uneinnehmbare Festungsstadt zu errichten. Alessandro De Pasqualini plante und baute ganz im Sinne der Architekturtheorie der Zeit eine fünfeckige «Idealstadt», die, als lithophiles Abbild, die Harmonie des Kosmos widerspiegelte. Die Zitadelle platzierte er an der fünften Ecke der Stadtbefestigung, so dass sie sich regelrecht in die Stadt hinein schob. Das «Jülicher Pentagon» – wie es der Architekt Prof. Dr. Jürgen Eberhardt nennt, der sich seit Jahrzehnten mit dem Bau beschäftigt – sorgte nach seiner Fertigstellung europaweit für Aufsehen. Mitte der 50er Jahre des 16. Jahrhunderts weilte der Meister, wiederum mit Umbau- und Befestigungsarbeiten befasst, auf der zum Herzogtum gehörenden alten Grafenburg auf dem Sparrenberg bei Bielefeld. Hier starb er 1559, 66jährig, nach einer längeren Krankheit. Alessandro De Pasqualini hinterliess mit seinen Bauten in Jülich nicht nur eine Perle der italienischen Hochrenaissance am Niederrhein, vielmehr folgten die Söhne Maximilian und Johann und nicht zuletzt die Enkel Johann d.J. und Alexander dem vom Vater und Grossvater vorgezeichneten Weg als Architekten, ja, es gelang ihnen, noch einige Längen hinzuzufügen. 1746

starb Otto Arnold, der letzte männliche Nachkomme der «Baumeisterdynastie», als bischöflicher Kommandant 72jährig im westfälischen Borchen.

Im Zeichen des Dreissigjährigen Krieges belagerten und eroberten bereits 1621/22 spanische Truppen die Stadt und die Zitadelle Jülich. Am 16. November 1944 wurde das zwölfhundertjährige Düren in dreissig Minuten eine «zu Staub zerfallene Stadt». Was seinerzeit eine amerikanische Frontzeitung treffend beschrieb, denn von den 6500 Wohnhäusern blieben nur 13 Gebäude ohne nennenswerte Schäden übrig, konnte man an diesem Novembertag ebenso von dem 15 Kilometer nordwestlich an der Rur gelegenen Jülich sagen. Auch hier lag der Zerstörungsgrad der noch «konventionell», aus der Luft vernichteten Stadt, die mit ihren Mauerstümpfen und Bombentrümmern den Vergleich mit den ein Jahr später atomar zerstörten japanischen Städten Nagasaki und Hiroshima nicht zu scheuen brauchte, bei 97 Prozent. Düren und Jülich waren in kaum einer halben Stunde im wahrsten Sinne des Wortes ausstrahlt worden. Heute ist die Zitadelle zu Jülich die älteste, grösste und am besten erhaltene aller Renaissancefestungen nördlich der Alpen. Vor kurzem wurde das Antragsverfahren zur Aufnahme in die UNESCO-Liste des «Kulturerbes der Welt» eröffnet. Das veranstaltungsreiche «Pasqualini-Jahr Jülich 1993» endet im Oktober mit einem Symposium (29.10., Anreisetag, 30.10. bis 31.10.1993), das die italienische Renaissance im



Die Renaissancestadt Jülich nach einer Zeichnung von M. Merian, um 1630. Der von Alessandro De Pasqualini entworfene Stadtgrundriss mit seinen geraden, breiten Strassen blieb bis heute in allen wesentlichen Merkmalen unverändert. Foto: Clemens Klemmer

nordeuropäischen Raum behandelt. Wenn man bedenkt, wie viele italienische, französische, niederländische Baumeister in Deutschland wirkten und geradezu köstliche Meisterwerke hinterliessen, dann ist es allerdings sehr schade, dass es die Deutsche Bundespost versäumte, das Gesamtkunstwerk Jülich und den Gründer der Baumeisterdynamie Alessandro De Pasqualini, der in den Niederlanden, in Belgien, im Rheinland und Westfalen wirkte, mit einer Sondermarke zu ehren und damit in aller Munde zu legen...

Clemens Klemmer

Informationen zu den einzelnen Veranstaltungen im «Pasqualini-Jahr Jülich 1993» erteilt die Stadt Jülich unter der Ruf- und Faxnummer: Tel. 02461/632 40, Fax 02461/633 54.

Die Ausstellung «Alessandro De Pasqualini – die italienische Renaissance am Niederrhein», Stadtgeschichtliches Museum Jülich im Kulturhaus am Hexenturm, Kleine Rurstrasse 20, D-5170 Jülich dauert bis zum 15. September 1993.

Buchbesprechungen

Die Schweiz von innen: Innenarchitektur in der Schweiz, 1942-1992

Die Abgrenzung zwischen Architektur und Innenarchitektur ist ein neuralgischer Punkt, Architektur schliesst immer Innenarchitektur mit ein – aber nicht umgekehrt. Schon immer gab es Animositäten zwischen Architekten und Innenarchitekten – der eine kann nicht ohne den anderen, und der andere wird gelegentlich gerne von dem einen übersehen. Das war schon so, als erstmals in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts ein einfacher Innenausstatter die Gestaltung ganzer

Häuser übernahm: William Morris.

Diese Gedanken verknüpfen sich mit dem neuen Buch, das die Vereinigung Schweizer Innenarchitekten (VSI) anlässlich ihres 50jährigen Bestehens herausgegeben hat, und das endlich einmal wieder eindeutig Stellung für den Innenarchitekten bezieht: «Innenarchitektur in der Schweiz 1942-1992» heisst denn auch der schwerwichtige Titel, der einiges erwarten lässt. Die «krumme» Jahreszahl ergibt sich natürlich aus dem Gründungsjahr, 1942 hatten zwölf ehemalige Schüler von Wilhelm Kienzle den VSI gegründet.

Verena Huber und Alfred Hablützel haben die Redaktion und damit die verdienstvolle Arbeit übernommen, die Auswahl der Objekte und die Begleittexte zusammenzustellen. Unterteilt in Arbeitsräume, Gaststätten, öffentliche Räume, Verkaufsräume und Wohnräume haben sie versucht, einen chronologischen Überblick über 50 Jahre Innenraumgestaltung in der Schweiz zu vermitteln. Ein schwieriges Unterfangen – die Einteilung scheint jedoch sinnfälliger, und herausgekommen ist ein sorgfältig redigiertes und sensibel gestaltetes Buch (Studio Hablützel, Thomas Petraschke), das 93 Beispiele dokumentiert und manche Entdeckung

offenbart. So erfährt man, dass die legendäre Kronenhalle-Bar schon 1965 von Robert Haussmann eingerichtet wurde, mit Lampen und Tischen von Diego Giacometti. Ebenso, dass die so zeittypisch trockene Chemie-Bar der ETH Zürich von ETH-Professor Heinz Ronner gestaltet wurde. Erfreulich farbig und auch einmal etwas gewagt dagegen die Arbeiten der Jungen wie Jozo und Michael Smolenicky (Coiffeur Sfax, Zürich, leider stimmen die abgebildeten Farben hier nicht), Annette Gigon und Mike Guyer (Restaurant Vinikus, Davos), Stefan Zwicky (Werbeagentur Impuls, Küssnacht) und Franz Romero (Büros der kantonalen Gebäudeversicherung, Zürich, in Arbeitsgemeinschaft mit Theo Hotz). Von jenen Beispielen hätten es ruhig etwas mehr sein dürfen.

Nicht ganz bewältigt hingegen ist der Umgang mit der Geschichte. Denn

schliesslich impliziert der Titel einen geschichtlichen Abriss, bei näherer Betrachtung finden sich lediglich drei Beispiele aus den 40er Jahren, und nur 22 Beispiele sind den ersten 25 Jahren gewidmet – immerhin der halbe Zeitraum von 1942 bis 1967. Es geht also in erster Linie um die 80er und 90er Jahre, und in diesem Zeitraum liegt auch die Stärke der Publikation. Auch mit den Textbeiträgen, die das geschichtliche Umfeld vermitteln, taten sich die Redaktoren schwer, jenen wurde zu wenig Raum bemessen. Unzweifelhaft ist die Zeit der Moderne, der 20er und 30er Jahre, bis heute prägend für die Gestaltung von Innenräumen, eine Analyse dieser Zeit in bezug auf die Innenraumgestaltung wäre hier der richtige Rahmen gewesen. Allzu plakativ stellt Dorothee Huber in ihrem Essay und dem «Befreiten Wohnen» dar. Das ist hinlänglich bekannt, aber neben Giedionscher Propaganda haben die äusserst differenzierten Arbeiten von Max Ernst Haefeli, Lux Guyer, Otto Zollinger, Ernst F. Burckhardt, Wilhelm Kienzle und auch Otto Rudolf Salvisberg – um nur einige zu nennen – die entscheidenden Produkte der Innenraumgestaltung jener Zeit entwickelt. Ihre Alltagsarbeit, die nur wenig mit «Licht, Luft und Sonne» zu tun hat, mit deren Qualitätsmassstäben sie aber eine schweizerische Tradition schufen, blieb nicht nur bis in die 50er Jahre prägend, sondern inspiriert bis heute auch die jüngeren Architekten.

Es wäre interessant gewesen, diese Linie weiterzuverfolgen, was Claude Lichtenstein in seinem Essay kenntnisreich auf der theoretischen Ebene ansatzweise unternimmt. Leider fehlen die Beispiele im

Abbildungsbereich. Wo sind die Arbeiten aus den 40er und 50er Jahren von Haefeli, wie die Eternit AG in Niederurnen, 1953, die Innenräume von Alfred Roth und Werner Moser und die Mövenpick-Restaurants von Zollinger, die für diese Gattung in jener Zeit prägend waren – um nur einige zu nennen? Auch in jener Zeit war die Innenarchitektur eben noch stark von der Architektur geprägt, und es wäre spannend, den Übergang zur heutigen Zeit darzustellen, die eher den autonomen Innenarchitekten fordert, der immer mehr Dienstleistungen für unterschiedlichste wirtschaftliche Funktionsträger liefert und heute im Sinne einer Corporate Identity arbeitet wie niemals zuvor.

Da ist man wieder bei den Auswahlkriterien des Buches, die in der Tat sehr schwer vorzunehmen und auch nicht ganz einfach nachzuvollziehen sind. Sinnvoll, wenn auch in der Ausschliesslichkeit nicht immer sinnfälliger, ist es, Architekten einzubeziehen, wenn sie – wie heute immer öfter – die Aufgabe haben, «in bestehende und definierte Architektur umgestaltend einzugreifen». (Hablützel) Dennoch bleibt es das Geheimnis der Autoren, warum Olgiati, Botta, Gisel und Rüegg «innenarchitekturtauglich» sind und andere eben nicht. Ebenso verwundert es, dass die Redaktorin selbst (Verena Huber) mit am häufigsten vertreten ist (mit Fritz Keller und T.&R. Haussmann) – der Wollladen in Bern von 1973 scheint dann doch ein wenig signifikantes Beispiel zu sein. Gern hätte man dagegen mehr Beispiele aus dem Wohnbereich gesehen, wie das hervorragende Haus in Zürich von den Haussmanns (1991). Davon muss es einfach mehr Beispiele geben, besonders in den etwas zu kurz gekommenen italienisch- und französischsprachigen Teilen der Schweiz –

